

Ⓡ

HEROLD-JAHRBUCH



Neue Folge

6. Band

Herausgegeben
im Auftrage des HEROLD, Verein für Heraldik, Genealogie
und verwandte Wissenschaften zu Berlin (gegr. 1869),
von

Peter Bahl und Eckart Henning

2001

Verlag Degener & Co., Inhaber Manfred Dreiss
Neustadt a. d. Aisch

40 An 99998-42
0091792

In Neubeckers Bilder-Lexikon finden wir aus dem Siebmacher, Abt. Bürgerliche Familien, nur wenige Familienwappen mit dem Doppeladler.³² Daß die Familie Keyser (Bd. 5, Taf. 90) einen Doppeladler führt, läßt sich einfach erklären. Die anderen Namen bringen dagegen keine Erklärung: Tapolet (Bd. 7, Taf. 76), Wachtmann (Bd. 12, Taf. 45), Houpline (Bd. 8, Taf. 97), Heitzig (Bd. 14, Taf. 27), Koltz (Bd. 9, Taf. 51), Streuff (Bd. 4, Taf. 99) und Schwindt (Bd. 6, Taf. 35). Das Wappen der St. Galler Bürgerfamilie Kühne zeigt in Gold einen rotbewehrten und -gezungen, schwarzen Doppeladler (Taf. 19). Im Wappen können wir vielleicht eine Beziehung zu ihren Wohn- oder Herkunftsorten erkennen. Das Wappen Keyser ist klar ein redendes Wappen, Das Wappen Teutsch (Abb. 5) ebenfalls, auch wenn hier die Verbindung etwas weiter hergeholt wird.

Der Doppeladler findet sich schließlich in einigen Familienwappen aus dem Waadtland:

1. Filletaz (von Gimel): Gespalten von Rot und Silber, belegt mit einem Doppeladler in gewechselten Farben.³³ Das Wappen existiert seit 1948.
2. Fritsche (aus Vevey): In Schwarz ein gekrönter goldener Doppeladler, das Ganze belegt von einer goldener Spitze(?), darin ein flammendes rotes Herz.³⁴
3. Magnin (aus Lausanne): In Blau ein golden gekrönter, -bewehrter und -gezungen, roter Doppeladler. Die Familie stammt aus Jean d'Aulph, Haute-Savoie.³⁵
4. Mermod (aus Ormont): In Rot ein silberner Doppeladler. Das Wappen von 1953 bezieht sich auf ein Siegel der Familie aus dem Jahre 1761.³⁶
5. Pavési (von Bex): Geviert, 1 und 4: in Silber ein schwarzer Doppeladler am Spalt, 2 und 3: in Gold drei rote Pfähle.³⁷
6. Porta (von Bussy-Chardonay): Geviert, 1 und 4: in Gold ein schwarzer Doppeladler mit schwarzer Kaiserkrone, 2: in Rot ein silbernes Portal, 3: in Silber ein rotes Portal.³⁸
7. Prodollet (von Yens): Gespalten von Rot mit silbernem Doppeladler am Spalt, und von Blau mit 6 silbernen Kreuzchen (2,1,2,1).³⁹
8. Stehle (von Lausanne): Geteilt von Silber und Rot, oben ein wachsender goldenbewehrter und -gezungen, schwarzer Doppeladler, unten ein goldener Amboß, belegt mit einem schwarzen Ring. Die Familie stammt aus Reinstetten, Deutschland, und nahm 1990 das Wappen an.⁴⁰

32 Otfried Neubecker: Großes Wappen-Bilder-Lexikon der bürgerlichen Geschlechter Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. München 1985, S. 357 f.

33 François J. Rappard: Armorial Vaudois 1936-1996, Genf 1996, S. 44.

34 Ebd., S. 45.

35 Ebd., S. 65.

36 Ebd., S. 70.

37 Ebd., S. 80.

38 Ebd., S. 106.

39 Ebd., S. 87.

40 Ebd., S. 96.

Ernst Perels (1882-1945)

„Monumentalist“ und Lehrer der Historischen Hilfswissenschaften in Berlin

Von Ines Oberling

I. Einleitung



(Fotografie aus Familienbesitz)

Vor genau hundert Jahren, im Oktober 1901, immatrikulierte sich an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität der 19jährige Ernst Perels für mittelalterliche und neuere Geschichte. Nach zwei auswärtig verbrachten Studiensemestern in München und Freiburg konnte er zu diesem Zeitpunkt wohl kaum ahnen, daß er fortan mit der Universität seiner Heimatstadt fast sein gesamtes Leben eng verbunden bleiben würde: Perels beendete hier nicht nur sein Studium mit der Promotion, sondern habilitierte sich und lehrte schließlich über einen Zeitraum von insgesamt 24 Jahren an der Alma Mater Berolinensis. Davon bekleidete er über zwölf Jahre lang mit Erfolg einen der im deutschsprachigen Raum angesehensten Lehrstühle auf dem Gebiet der Historischen Hilfswissenschaften.¹ Obwohl er zu seinen Lebzeiten innerhalb der Historikerkreise geachtet und etabliert war, ist Perels anders als beispielsweise

seine auf diesem Lehrstuhl wirkenden Vorgänger Wilhelm Wattenbach und Harry Bresslau kaum noch im Bewußtsein der heutigen Historikergeneration verankert.

Bereits seines 60. Geburtstages im Jahre 1942 gedachte keine einzige Fachzeitschrift oder Tageszeitung mehr. Auch eine zu solchen Anlässen durchaus übliche Festschrift ist ihm nicht von seinen, zweifellos existierenden, engen Schülern und Kollegen gewidmet worden, denn nach der nationalsozialistischen Machtergreifung war Perels wegen seiner jüdischen Vorfahren väterlicherseits zu einer persona non grata erklärt worden. Im Zuge der Umsetzung des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ und der „Nürnberger Rassegesetze“ verlor er im Herbst 1935 sein Ordinariat mit der Begründung: „Prof. Perels ist Jude. Sein Ausscheiden

¹ Der Lehrstuhl wurde 1862 als Extraordinariat eingerichtet (Jaffé bis 1870) und 1873 als Ordinariat fortgeführt (Wattenbach bis 1895); dazu existierte parallel seit 1877 ein Extraordinariat (Bresslau bis 1890, Tangl 1897-1900), das 1900 in ein Persönliches Ordinariat umgewandelt wurde (Tangl bis 1921); Perels hatte den Lehrstuhl von 1923 bis 1935 inne.

liegt im Hinblick auf den Neuaufbau des Hochschulwesens im Reichsinteresse.² Finanziell durch eine gekürzte Pension abgesichert, entschied sich der 53jährige in Deutschland zu bleiben und versuchte, seine wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen. Im Frühjahr 1945 starb er an den Folgen seiner Konzentrationslager-Haft.

Damit umfaßt Perels' Leben eine ganze Spannweite an Tragik, die von verweigerten Beförderungen, der anfänglichen Ablehnung seiner Habilitationsschrift über die Ausgrenzung auf beruflicher und gesellschaftlicher Ebene bis hin zu seinem qualvollen Tod reicht. Einige Selbstzeugnisse aus den zwanziger Jahren lassen Perels im Licht des (Selbst-)Mitleides angesichts des drohenden Scheiterns seiner akademischen Etablierung erscheinen. Doch es wäre fatal, dieser Linie zu folgen und Perels nicht als Handelnden, sondern lediglich als einen aus verschiedenen sozial-kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Prozessen Benachteiligten zu zeichnen. Abgesehen von zwei nach dem Krieg erschienenen Nachrufen³ auf Perels tat man sich bisher mit einer angemessenen biographischen Würdigung seines Wirkens als akademischer Lehrer und Forscher schwer. Historiographische Beiträge versahen Perels bevorzugt mit einem auf die letzten Lebensjahre bezogenen Opferstatus, der den Blick auf seine wissenschaftlichen Leistungen versperrte. Perels ist sicherlich nicht zum Kreis herausragender Einzelpersönlichkeiten zu zählen, denen allein wegen ihrer spektakulären Ideen oder dem breitem Spektrum an ungewöhnlichen Tätigkeiten eine Biographie gewidmet werden sollte. Vielmehr steht er für den in sich gekehrten, der „wertfreien“ Wissenschaft verpflichteten Gelehrtentypus, dessen büdenreicher und vergleichsweise langsam voranschreitender Karriereverlauf am Ende von Erfolg gekrönt wird. Und hier liegt zugleich das Besondere: Über kaum einen Hilfswissenschaftler bzw. Historiker seines Ranges liegen ausreichend Quellen vor, die eine tiefergehende biographische Untersuchung ermöglichen würden. So stehen vergleichbare einschlägige Studien zu fast allen zeitgenössischen Hilfswissenschaftlern aus, und selbst einer so schillernden Persönlichkeit wie Paul Fridolin Kehr wurde bisher eine umfassende Biographie nicht zuteil.⁴ In Perels' Fall ist jedoch ein aus Korrespondenzen und Selbstzeugnis-Splintern bestehender Nachlaß in Familienbesitz überliefert, zu dem die Autorin bereitwilligen Zugang erhielt, für den sie sich an dieser Stelle herzlich bedanken möchte. Im Verbund mit der Heranziehung der in den Archiven seiner Arbeits- und Wirkungsstätten sowie in Kollegennachlässen vorhandenen Quellen, erschloß sich eine gesicherte Basis für die Nachzeichnung von Perels' Lebens- und Berufsweg. Zudem wurden Familienmitglieder zu ihrem Ahnen und familiären Dispositionen be-

2 Entpflichtungsvorgang Ernst Perels, 11. 11. 1935 in: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem, I. HA Rep. 90, Nr. 1771, Bl. 23r und in: Bundesarchiv Berlin, R 4901 (alt 21) Nr. 39 Bl. 3 f.

3 Oskar Vasella: Nekrolog Prof. Dr. Ernst Perels (1882–1945) zum Gedächtnis. In: Zeitschrift für Schweizer Kirchengeschichte 41 (1947), S. 83–87; Fritz Weigle: Nekrolog Ernst Perels. In: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 8 (1951), S. 262 f.

4 So wäre beispielsweise an Edmund E. Stengel, Fedor Schneider, Bernhard Schmeidler, Erich Caspar und den die Vorgenannten an Bedeutung sicherlich überragenden Albert Brackmann zu denken. Einem in Berlin schulbildend wirkenden Hilfswissenschaftler widmete sich Bettina Raabe: Harry Bresslau (1848–1926). Wegbereiter der Historischen Hilfswissenschaften in Berlin und Straßburg. In: Herold-Jahrbuch, N. F. 1 (1996), S. 49–83; Eine Untersuchung über Perels' Lehrer Tangl wurde inzwischen von Annetkatrin Schaller vorgelegt: Michael Tangl (1861–1921) und seine Schule. Forschung und Lehre in den Historischen Hilfswissenschaften, ungedr. Diss. Humboldt-Universität zu Berlin 2001; Über Kehr vgl. Michèle Schubert: Paul Kehr und die Gründung des Marburger Seminars für Historische Hilfswissenschaften im Jahre 1894. In: Archivalische Zeitschrift 81 (1998), S. 1–59; Dies.: Paul Kehr als Professor und Akademienmitglied in Göttingen (1895–1903). In: Archivalische Zeitschrift 82 (1999), S. 81–125.

fragt; dabei erwiesen sich nicht nur die Auskünfte seines ältesten Sohnes Dr. Otto Perels als Zeitgenossen und langjährigen Vertrauten von unschätzbarem Wert, sondern auch die Ansichten der Enkel Prof. Dr. Christoph und Prof. Dr. Joachim Perels. Als Ergebnis der biographischen Einzeluntersuchung entstand zugleich ein Beitrag zur Genese der unter dem Begriff Historische Hilfswissenschaften subsumierten Einzeldisziplinen, der als Baustein für eine noch ausstehende umfassende Darstellung dienen soll.⁵ Bedauerlicherweise sind auch entsprechende institutionsgeschichtliche Studien für den untersuchten Zeitabschnitt größtenteils als Desiderat zu konstatieren. Selbst eine neuere, der exponierten wissenschaftlichen und politischen Situation der Berliner Universität gerecht werdende historiographische Aufarbeitung steht noch aus; ebenso verhält es sich mit der Geschichte des Historischen Seminars nach 1910.⁶

Durch die Verflechtung des individuellen Lebens mit seinem historischen Umfeld werden nun aus der Perelsschen Perspektive selbst Einblicke in die Arbeitsweise seiner Wirkungsstätten – der Berliner Universität, der Gesellschaft zur Erforschung der älteren deutschen Geschichtskunde (Monumenta Germaniae Historica), der Preussischen Akademie der Wissenschaften, sowie des Reichsmarineamtes – gestattet. Im Falle der außeruniversitären Institutionen lassen sich außerdem an Perels' Person exemplarisch die zumeist weniger privilegierten Stellungen und Erfahrungen der wissenschaftlichen Angestellten – die für die Langzeitvorhaben unentbehrlichen, zumeist im Schatten ihrer Vorgesetzten stehenden und kaum gebührende Würdigungen findenden „Kärner“⁷ – und der sozial-kulturelle Kontext von Forschungstätigkeiten wahrnehmen. Neben die institutions- und regional- treten somit sozialhistorische Aspekte, die sich in einer Studie des personellen Beziehungsgeflechtes der Berliner Gelehrtschaft und der überregionalen Historikerzunft fortsetzen lassen.

In dem vorwiegend untersuchten Zeitraum der zwanziger und dreißiger Jahre wirkte sich die einsetzende Professionalisierung im Wissenschaftsbetrieb auf die Verfestigung der Eigenständigkeit der Gesamtdisziplin „Historische Hilfswissenschaften“ unmittelbar hemmend aus. Seit jeher von Mediävisten, Juristen, Germanisten und

5 Der vorliegende Aufsatz basiert auf der im Juni 2001 an der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin als Dissertation angenommenen Arbeit „Ernst Perels (1882–1945) – Lehrer und Forscher an der Berliner Universität. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Historischen Hilfswissenschaften“.

6 Max Lenz: Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Bd. 1–4. Halle/Saale 1910–1918. Daneben skizzieren disziplingeschichtliche Untersuchungen die Geschichte des Historischen Seminars: Kaspar Elm: Die Mittelalterforschung in Berlin. Dauer und Wandel. In: Geschichtswissenschaft in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Reimer Hansen u. Wolfgang Ribbe. Berlin/New York 1992, S. 211–259; Eckart Henning: Die Historischen Hilfswissenschaften in Berlin. In: Geschichtswissenschaft in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert (wie vor), S. 365–408, berichtigt nachgedruckt in: Eckart Henning: Auxilia historica. Beiträge zu den Historischen Hilfswissenschaften und ihren Wechselbeziehungen. Köln 2000, S. 17–53. Eugen Meyer: Die mittelalterliche Geschichte an der Berliner Universität während der letzten hundert Jahre. In: Studium Berolinense. Aufsätze und Beiträge zu Problemen der Wissenschaft und zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Hrsg. von Hans Leussink, Eduard Neumann, Georg Kotowski. Berlin 1960, S. 625–647; Peter Th. Walther: Zur Entwicklung der Geschichtswissenschaften in Berlin. Von der Weimarer Republik zur Vier-Sektoren-Stadt. In: Exodus der Wissenschaften aus Berlin. Hrsg. von Wolfram Fischer, Klaus Hierholzer, Michael Hubenstorf. Berlin 1994 (Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Forschungsberichte Bd. 7), S. 153–183; Vgl. die beispielgebende Untersuchung von Anna-Maria Gräfin von Lösch: Der nackte Geist. Die Juristische Fakultät der Berliner Universität im Umbruch von 1933. Tübingen 1999.

7 Wolfram Fischer: Einleitung. In: Die Preussische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945. Hrsg. von Wolfram Fischer unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld, Peter Nörtzold. Berlin 2000, S. IX–XI, hier S. XI.

anderen in individuell unterschiedlicher Gewichtung mitentwickelt und -vertreten, wurden sie doch zunehmend weniger von ihren Protagonisten selbstbewußt und eigenverantwortlich getragen. So versäumten sie oftmals, ihr Fachwissen in Handbüchern niederzulegen und/oder weitere theoretische Studien zu betreiben. Damit wirkten sie einer Beförderung der langfristig angestrebten Konstituierung als akademische Disziplin entgegen. Hilfswissenschaftler leisteten in der Regel hervorragende Editionen und gingen mediävistischen Fragestellungen unter Einbeziehung ihrer praktischen hilfswissenschaftlichen Kenntnisse nach. Perels verkörpert beispielhaft diejenigen Hilfswissenschaftler, die im Laufe der Zeit ein gespaltenes Verhältnis zu ihrer eigenen Disziplin entfalteten und sich aus ihr innerlich zurückzogen. 1929 bekannte Perels ganz offen: „Dass ich nicht nur Hilfswissenschaftler, sondern zugleich wirklicher Historiker sein möchte, habe ich niemals verleugnet, weder im persönlichen Gespräch, noch in Lehre und Forschung“. Im Jahr darauf wurde mit der Schaffung des „Instituts für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung“ in Berlin-Dahlem der Grundstein für die – nach 1945 endgültig mit der Schaffung außeruniversitärer Archivschulen in der Bundesrepublik erfolgte – Auslagerung der hilfswissenschaftlichen Ausbildung angehender Archivare aus dem universitären Rahmen gelegt.⁹ Diese Entwicklung führte an den Universitäten zugleich zu einem Rückgang der Nachfrage hilfswissenschaftlicher Inhalte und damit auch des Angebotes in diesem Bereich. Heute gibt es kaum noch Lehrstühle, die sich in besonderer Weise den Historischen Hilfswissenschaften verschrieben haben; nur wenige Mediävisten geben der Lehre von Einzeldisziplinen angemessenen Raum.¹⁰ Damit ging spätestens seit den dreißiger Jahren mit dem Rückzug aus dem Universitätsbetrieb und der „konkurrierenden“ Entfaltung neuer historischer Teilgebiete, wie Wirtschafts- und Sozialgeschichte, ein im stetigen Bedeutungsverlust manifestierter Wandel einher, der nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zuletzt mit der Umstrukturierung der Wissenschaftslandschaft noch verstärkt wurde.¹¹

II. Herkunft und Bildung

Ernst Perels entstammte einer angesehenen assimilierten jüdischen Familie des Berliner Bildungsbürgertums. Unter seinen Vorfahren befanden sich vornehmlich Juristen

⁸ Ernst Perels an Albert Brackmann, Brief vom 13. 1. 1929, in: Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem, VI, HA NI Brackmann, Nr. 25, Bl. 106r.

⁹ Vgl. Albert Brackmann: Das Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung am Geheimes Staatsarchiv in Berlin-Dahlem. In: Archivalische Zeitschrift 40 (1931), S. 1–16; Wolfgang Leesch: Das Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung in Berlin-Dahlem. In: Brandenburgische Jahrhunderte. Festgabe für Johannes Schultze. Berlin 1971, S. 220–254.

¹⁰ Bis 1999 existierte an der Marburger Universität ein eigenes Hilfswissenschaftliches Seminar; der Lehrstuhl ist nach der Emeritierung von Peter Rück jedoch umgewidmet worden. Die Münchner Universität bietet ein Magisterstudium (als Haupt- und Neben-, sowie Promotionsfach) der Historischen Hilfswissenschaften an. Hilfswissenschaftlich ausgerichtete Lehr- und Forschungsschwerpunkte setzen die Mittelalterlehrstühle der Universitäten Bamberg, Bayreuth, Bonn, Halle-Wittenberg, Heidelberg, Leipzig, Passau, Tübingen, Trier und Würzburg; günstiger verlief die Entwicklung in Österreich (u. a. Lehrstühle in Graz und Innsbruck, dazu seit 1854 das Institut für Österreichische Geschichtsforschung in Wien).

¹¹ Vgl. Peter Rück: Historische Hilfswissenschaften nach 1945. In: Mabilions Spur. 22 Miscellen aus dem Fachgebiet der Historische Hilfswissenschaften der Philipps-Universität Marburg zum 80. Geburtstag von Walter Heinemeyer. Marburg/Lahn 1992, S. 1–19.

und Theologen, aber auch Kaufleute. Sein aus einer Danziger Rabbinerfamilie stammender Großvater väterlicherseits, Nathan Markus Perels (1808–1889), war um 1827 nach Berlin übergesiedelt, um ein Studium der Musik aufzunehmen, betrieb aber bald darauf in der Spandauer Straße eine Kurzwaren-, später eine Uhrenhandlung. Ernst Perels' Vater Ferdinand (1836–1903), das älteste Kind von Nathan Perels und der Berliner Bankierstochter Friederike Moser (1807–1873) und wie seine Geschwister in mosaischem Glauben erzogen, konvertierte als Abiturient 1854 zum Christentum und wurde evangelisch. Nach einem Studium der Jurisprudenz nahm seine Karriere einen steilen Verlauf; er wurde leitender Staatsbeamter in der Kaiserlichen Marine – zuletzt Direktor des Civildepartements im Reichsmarineamt. Ferdinand Perels entwickelte sich zu einem geschätzten Experten auf dem Gebiet des Seerechtes und publizierte in diesem Bereich mehrere Handbücher und Gesetzestexte. Im Jahre 1900 wurde er zum Honorarprofessor für internationales und deutsches Seerecht an die Berliner Universität berufen, im Jahr darauf erfolgte die Verleihung des Titels „Wirklicher Geheimer Rath“ mit dem Prädikat „Exzellenz“.

Im Jahr der Reichsgründung hatten Ferdinand Perels und Anna Volkmar (1849–1924), Tochter eines liberalen Berliner Rechtsanwaltes und mütterlicherseits Enkelin konvertierter Juden, geheiratet. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor. Der am 2. August 1882 in der elterlichen Wohnung im Tiergarten (Potsdamer Straße 10) geborene Ernst Joachim Friedrich Hans war das jüngste der Geschwister. Sie alle genossen eine den bürgerlich-humanistischen Werten verpflichtete christlich-liberale Erziehung. Zu ihrer kulturellen Bildung gehörte u. a., wie in den Familien von Stand durchaus üblich, Klavierunterricht, zu dem später bei Ernst Perels der noch emsiger wahrgenommene Gesangsunterricht trat. Perels besaß nicht nur eine ausgeprägte musische und sensible Seite, sondern betrieb auch verschiedene Sportarten: So turnte er jahrelang, lief Schlittschuh und fuhr bereits als Abiturient ein modernes Niederfahrrad; durch das Tennisspiel lernte er seine spätere Frau kennen.

Ernst Perels' Brüder traten beide mit ihren Studien der Rechtswissenschaften in die Fußstapfen des Vaters, strebten jedoch nach ersten praktischen Berufserfahrungen erfolgreich akademische Laufbahnen an: Kurt (1878–1933) wurde Ordinarius in Hamburg, Leopold (1875–1954) bekleidete eine – der Stellung eines Extraordinariats in Preußen ebenbürtige – ordentliche Honorarprofessur in Heidelberg. Nach dem Besuch des Kgl. Französischen Gymnasiums und des Kgl. Gymnasiums zu Schöneberg schien auch Ernst Perels zunächst durch die Aufnahme eines Jurastudiums die Erwartungen seiner Familie und seiner Gesellschaftsschicht zu erfüllen. Doch bereits nach einem in München verbrachten Semester schrieb sich Perels im Sommersemester 1901 an der Freiburger Universität für Geschichte ein und folgte damit seinen bereits als Abiturient im Jahr zuvor gezeigten Neigungen. Neben dem Besuch von Veranstaltungen zur Neueren Geschichte beschäftigte er sich in Freiburg erstmalig mit den Historischen Hilfswissenschaften in Form der „Lateinischen und deutschen Paläographie mit Übungen und Archivkunde“ bei Heinrich Finke. Der Besuch dieser Veranstaltung markierte schließlich einen Wendepunkt in seinen Studien. Zum Wintersemester 1901/02 kehrte er nach Berlin in die elterliche Wohnung in der Wilmersdorfer Rankestraße zurück. An der dortigen renommierten Universität setzte er sein Studium der mittelalterlichen und neueren Geschichte sowie des beliebten Faches Nationalökonomie fort. Am Historischen Seminar wirkten zu diesem Zeitpunkt einige der bedeutendsten Gelehrten Deutschlands. Die mittelalterliche Geschichte repräsentierten die beiden Ordinarien Paul Scheffer-Boichorst, dem 1903 Dietrich Schäfer folgte, und Michael Tangl. Hielt mit Scheffer-Boichorst bereits ein mit der hilfswissenschaft-

lich-kritischen Methode durch Julius Ficker Vertrauter in Berlin einschlägige Veranstaltungen ab, so hatte Tangl seine Ausbildung durch Theodor Sickel und Engelbert Mühlbacher am Wiener Institut für Geschichtsforschung, dem Herz hilfswissenschaftlicher Forschung im deutschsprachigen Raum¹², erhalten. Tangl, dessen Extraordinariat für die Historischen Hilfswissenschaften im Jahr zuvor in ein Ordinariat erhoben worden war, begründete auf dem bereits von seinem Vorgänger Bresslau bereiteten Fundament in Berlin eine große diplomatische Schule, welche die Verbindung der hilfswissenschaftlich-kritischen Methode mit der Kirchengeschichte symbolisierte.¹³ Er leitete zugleich die von Wattenbach ins Leben gerufene Paläographisch-diplomatische Abteilung, die durch ihren wissenschaftlichen „Apparat Koppianus“, den einzigartigen Urkundenbestand und die Fachbibliothek, sowie die entsprechenden Räume zur Grundlage jeglicher systematischer hilfswissenschaftlicher Ausbildung wurde.¹⁴ Perels verbrachte in der Folge bis zum Studienende mehr als die Hälfte aller geschichtswissenschaftlichen Veranstaltungen bei seinem späteren Förderer und beinahe väterlichen Freund Tangl. Bei ihm erhielt Perels seine hilfswissenschaftlich-mediävistische Ausbildung, die ihn als einen der Meisterschüler Tangls nachhaltig prägen sollte. Daneben frequentierte Perels vor allem die Veranstaltungen von Max Lenz, mit welchem Perels' Eltern auch freundschaftliche Kontakte pflegten, und die des Juristen Karl Zeumer, dem einstmaligen Lehrer seiner Brüder, dem Ernst Perels noch während seiner späteren Tätigkeit bei den MGH näher treten sollte.

Mit der durch Tangl angeregten Promotionsarbeit über „Die Kirchlichen Zehnten im Karolingischen Reich“ bewegte sich Perels auf kirchengeschichtlichem Gebiet, welches nicht nur zum Spezialthema seines Lehrers zählte, sondern auch eines seiner eigenen bevorzugten Forschungsgebiete wurde. Im Juni 1904 beendete er schließlich sein Studium, zu dem ihm der Wiener Cousin Emil Perels mit den dankwürdigen Worten gratulierte: „Naturgemäß und der Perels'schen Lebensauffassung entsprechend machst Du ja auch jetzt keinen Strich unter Dein Streben und Arbeiten; während für viele der Erwerb des Dr. titels der Abschluss ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit ist, betrachtest Du wohl gleich mir die Erlangung des Doctorgrades nur als eine Stufe, als eine sehr wichtige Stufe der weiteren wissenschaftlichen Laufbahn. Und ich wünsche Dir, dass Dich diese Bahn recht hoch hinauf führen möge. Schliesslich darf man aber nie das Endziel allein im Auge haben, auch der Weg hin soll angenehm und erfreulich sein. Sonst kommt man müde und erschöpft am Gipfel an und hat nichts von der Höhe, die man zu mühsam erklommen.“¹⁵ Doch Ernst Perels' früh anvisierter Weg zu einem Lehrstuhl sollte sich als beschwerlicher erweisen, als er es sich als 22-jähriger vorstellen mochte. Im Zeitalter ständig wachsender Studentenzahlen entwickelten sich die Universitäten durch einen mit Professionalisierung und Spezialisierung einhergehenden Ausbau der Fakultäten letztlich zu „Großbetrieben“, die eine neue quantitative Dimension an Nachwuchswissenschaftlern hervorbrachten.¹⁶

12 Rück, (wie Anm. 11), S. 7.

13 Die Tangl-Schule brachte zahlreiche später zu Bedeutung gelangte Historische Hilfswissenschaftler, Mediävisten und Archivare hervor (u. a. gelangten auf Lehrstühle: Erich Caspar, Rudolf von Heckel, Fritz Kern, Eugen Meyer, Ernst Perels, Richard Salomon, Fedor Schneider und Edmund E. Stengel).

14 Vgl. dazu Michael Tangl: Das Historische Seminar. In: Lenz: Geschichte (wie Anm. 6), S. 247–263; Henning (wie Anm. 6).

15 Emil Perels an Ernst Perels, Brief vom 18. 6. 1904, in: Nachlaß Perels (Privatbesitz).

16 Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866–1918. Bd. 2. München 1991–1992.

III. Monumenta Germaniae Historica (1904–1923)

Direkt nach Studienabschluß trat Perels als wissenschaftlicher Mitarbeiter („Monumentalist“) in die von Tangl geleitete Abteilung „Epistolae“ des renommierten Forschungsunternehmens MGH, das sich der Herausgabe mittelalterlicher Quellen verschrieben hatte. Der entsagungsvolle und schlecht vergütete, jedoch grundsätzliche und ehrenvolle Dienst stellte für die meisten jungen Nachwuchskräfte ein Sprungbrett für die akademische Laufbahn dar und wurde zumeist als eine Art Durchgangsstadium begriffen, das es möglichst schnell zu überwinden galt.¹⁷ Bedingt durch den trotz staatlicher Rechtsaufsicht und Etatisierung erhalten gebliebenen privaten Charakter der Gesellschaft konnten zudem weder Pensionsansprüche erworben, noch die geleisteten Dienstjahre auf eine etwaig angestrebte spätere Beamtenlaufbahn in Archiven, Bibliotheken oder im Schuldienst angerechnet werden. Perels jedoch verblieb fast zwei Jahrzehnte als fester Mitarbeiter in dieser Stellung; nach Übernahme seines Hochschulamtes 1923 setzte er seine Tätigkeit als freier Mitarbeiter fort. Damit prägte er allein durch seine insgesamt vierzigjährige Zugehörigkeit diese Institution mit. Als zeitweise einziger Angestellter der „Epistolae“ führte er durch seine ausdauernde Arbeit mehrere – bereits vor ihm begonnene – Editionsprojekte zu Ende. Schon 1904 stieß er hier auf die Aufgabe, der er als Quelleneditor und Forscher ebenfalls fast sein gesamtes Leben lang verbunden bleiben sollte: die Beschäftigung mit dem sogenannten „dunklen“ 9. Jahrhundert, namentlich mit Papst Nikolaus I., seinem Nachfolger Hadrian II. und ihrem historischen Umfeld. Anders als seine Fachkollegen und auch sein Lehrer Tangl, der vermehrt mit verschiedenen allgemein- oder kulturhistorischen Themen in Berührung kam, entwickelte sich Perels damit zum konsequenten Erforscher (früh-)mittelalterlicher Kanonistik und Papstgeschichte. Im Rahmen der Monumententätigkeit edierte er die Briefe der Päpste Nikolaus I. (1912) und Hadrian II. (1925) sowie die ihres Beraters Anastasius Bibliothecarius (1927) und des Erzbischofs Hinkmar von Reims (1939).¹⁸ Methodisch neuartig reihte er die Briefe nicht chronologisch, sondern legte ihnen ein problematisch-sachthematisches Ordnungsschema zugrunde, das er trotz einiger kritischer Stimmen der den traditionellen Editionsgrundsätzen der Monumenten verhafteten Mediävisten in seinen Ausgaben beibehielt. Zahlreiche Detailstudien begleiteten diese Quelleneditionen, die zum größten Teil in der Zeitschrift „Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“, dem Organ der MGH, erschienen, dessen Redaktion Perels selbst über mehrere Jahre besorgte.

17 Horst Fuhrmann: Sind eben alles Menschen gewesen. Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert. Dargestellt an der Monumenta Germaniae Historica und ihren Mitarbeitern. München 1996. – Vgl. zur Historie der Gesellschaft auch: Harry Bresslau: Geschichte der Monumenta Germaniae Historica. In: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 42 (1921) S. 0. – Herbert Grundmann: Monumenta Germaniae Historica 1819–1969. München 1969; Zur Geschichte und Arbeit der Monumenta Germaniae Historica. Ausstellung anlässlich des 41. Deutschen Historikertages, München 17.–20. September 1996, Katalog. München 1996.

18 Nicolai I. papae epistolae; Hadriani II. papae epistolae. In: Monumenta Germaniae historica, Epistolae Bd. 6, T. 2. Hrsg. von Ernst Perels. Berlin: Weidmann, 1912 und 1925, S. 257–811 (MGH Epp. Karol. Bd. 6. Hrsg. von Ernst Dümmler u. Ernst Perels. Berlin: Weidmann, 1902–1925; Ndr. 1978, 1995); Anastasii bibliothecarii epistolae sive praefationes. In: Monumenta Germaniae historica, Epistolae Bd. 7, T. 2. Bearb. von Ernst Perels und Gerhard Lachr. Berlin: Weidmann, 1928, S. 395–442 (MGH Epp. Karol. Bd. 7. Hrsg. von Erich Caspar. Berlin: Weidmann, 1912–1928, S. 395–442. Ndr. München 1993); Hincmari archiepiscopi Remensis epistolae. In: Monumenta Germaniae historica, Epistolae Bd. 8, T. 1. Hrsg. von Ernst Perels. Berlin: Weidmann, 1939, 228 S. (MGH Epp. Karol. Bd. 8/1. Ndr. München 1975, 1985).

1907 hatte sich der junge Monumentist Perels mit der Berliner Juristentochter Antonie Hermes (1885–1973) vermählt und bald darauf in der Vorortsiedlung Friedenau einen eigenen Hausstand gegründet. Finanziell durch die Arbeit bei den Monumenten nur dürftig versorgt, war die junge Familie noch jahrelang auf die Unterstützung ihrer beiden Herkunftsfamilien angewiesen. 1908 kam Sohn Otto zur Welt, ihm folgten Friedrich-Justus (1910–1945), Ulrich (1915–2000) und Hans (1918–1941). Das Familienleben war trotz der Bewirtschaftung eines Schrebergartens von finanzieller Not begleitet; im sogenannten Kohlrübenwinter 1916/17 kehrte gar der Hunger in die Wohnung an der Wiesbadener Straße ein. So fruchtbar und anerkannt seine methodenstrengen und von exakt-sachlicher Gründlichkeit gekennzeichneten Forschungsergebnisse auch waren, strukturell wurde Perels bei anstehenden internen Berufungen auf besserbesetzte Mitarbeiterstellen übergangen. Und auch in späteren Jahren – als ihn allein bereits traditionell die Stellung des hilfswissenschaftlichen Lehrstuhlinhabers an der Berliner Universität für eine Zuwahl in das Leitungsorgan der Gesellschaft, die kollegial organisierte Zentralkommission, prädestinierte – kam er nie in die Lage, einmal bedeutendere Ämter des Instituts bekleiden zu dürfen.

IV. Habilitation und Privatdozent (1909/11–1923)

Im Alter von 29 Jahren hatte sich Perels im Jahre 1911 an der Berliner Universität mit einer Untersuchung über „Anastasius Bibliothecarius und Nikolaus I.“ – einer doppelten Lebensbeschreibung von Papst und dessen Ratgeber – habilitiert und eine Lehrbefähigung für mittelalterliche und neuere Geschichte und die Historischen Hilfswissenschaften erworben. Noch zwei Jahre zuvor war sein Versuch, die als Zugangsvoraussetzung für ein akademisches Amt benötigte *venia legendi* zu erlangen, gescheitert. Im Ergebnis einer durch die ablehnende Haltung des Zweitgutachters Dietrich Schäfer ausgelösten Kontroverse war Perels wegen einer vermeintlich zu eng begrenzten Fragestellung zur Überarbeitung angemahnt worden. Erstgutachter Tangl hatte noch von Max Lenz Unterstützung erhalten, der die Bewertung von Gesamtpersönlichkeit, weiteren Forschungsleistungen und der ehrenvollen Monumententätigkeit des Kandidaten berücksichtigt wissen wollte; doch Theodor Schieman und Otto Hintze („Bei dem starken Andrang zur Habilitation im Fache der Geschichte kann es m. E. nicht schaden, wenn die Fakultät das Maß der Anforderungen (...), strenger als bisher in einem oder anderen Falle geschehen, ansetzt“¹⁹) hatten sich Schäfers Votum angeschlossen und damit das Gewicht zuungunsten Perels' verschoben. Die Philosophische Fakultät war zu jener Zeit mit Abstand die größte unter den deutschsprachigen Universitäten. Der Wissenschaftsstandort Berlin vermochte für einen Nachwuchswissenschaftler besonders fördernd zu wirken, denn die Hauptstadt beherbergte neben der Universität auch ein großes Netz außeruniversitärer Forschungseinrichtungen. Deren Reputation wirkte wiederum auf die bedeutendsten Wissenschaftler des In- und Auslandes. Die Gegebenheiten konnten aber zugleich eine Bürde sein, denn die Universität brachte überdurchschnittlich viele Absolventen hervor, und eine nicht unerhebliche Anzahl von ihnen verblieb in Berlin, weil sie Beschäftigung in den Lehr- und Forschungszentren fand. Das Klima starker Konkurrenz konnte mithin fruchtend für das Ganze, aber unter Umständen ver-

nichtend für den einzelnen wirken. Perels hatte 1911 allerdings sein „Eintrittsbillet“ für die akademische Laufbahn erworben.

Seit dem Wintersemester 1911/12 wirkte Perels nun neben seiner hauptamtlichen Tätigkeit bei den Monumenten als Privatdozent für Mediävistik und Historische Hilfswissenschaften. Aufgrund seiner starken Inanspruchnahme versäumte er es jedoch, seine Habilitationsschrift sofort zu publizieren und die Zunft somit auf sich als Nachwuchsgelahrten aufmerksam zu machen. Nach Beginn des Ersten Weltkrieges wurde er zunächst vom Militärdienst befreit und im Frühjahr 1915 beim Reichsmarineamt als Zivilangestellter (ab 1917 als Militärangehöriger) im Verwaltungsdienst als Übersetzer ausländischer Presseorgane verpflichtet. Durch seine umfangreichen Sprachkenntnisse – er beherrschte neben Latein fließend Englisch, Französisch und Italienisch – bald unentbehrlich, ermöglichte ihm der Einsatz in der Heimatstadt die ungehinderte Weiterführung seines häuslichen Familienlebens. Sukzessive mußte er allerdings im Verlauf des Krieges seine Lehrveranstaltungen einstellen. An eine Fortsetzung seiner Forschungen im Rahmen der MGH war bald überhaupt nicht mehr zu denken. Als er schließlich 1920 seine völlig überarbeitete Habilitationsschrift „Papst Nikolaus I. und Anastasius Bibliothecarius. Ein Beitrag zur Geschichte des Papsttums im 9. Jahrhundert“ veröffentlichte, war er (seit 1916) zwar „Titularprofessor“, im Endeffekt lief der 38jährige jedoch angesichts der mit dem Ende des Kaiserreiches eingeläuteten grundlegenden politischen und wissenschaftsorganisatorischen Umwälzungen Gefahr, ein sogenannter „sitzengebliebener Privatdozent“ zu werden. Tatsächlich hatten viele gleichaltrige Nachwuchswissenschaftler, wie beispielsweise Erich Caspar oder Edmund E. Stengel, Perels hinsichtlich ihrer Etablierung auf dem akademischen Parkett durch die Verleihung von (Extra-)Ordinariaten überholt. Erst nach der Publikation seiner ersten, positiv aufgenommenen Monographie, mit der er über Nacht zum angesehenen Biographen Nikolaus I. wurde, kam Perels überhaupt für die Neubesetzung freiwerdender mediävistisch-hilfswissenschaftlicher Lehrstühle im deutschsprachigen Raum in Frage. So schlug ihn die Erlanger Universität bereits 1921 nach Bernhard Schmeidler an zweiter Stelle für ein Extraordinariat vor.²⁰ Indes gelang ihm der Sprung auf einen Lehrstuhl erst zwei Jahre später.

V. Extraordinariat (1923) und Persönliches Ordinariat (1931–1935)

Die spätestens seit der Jahrhundertwende unumstrittene Bedeutung des Berliner Lehrstuhls für Historische Hilfswissenschaften läßt sich nicht allein darauf zurückführen, daß er sich an der ersten Universität des Deutschen Reiches befand. Im Zentrum der Geschichtswissenschaft fungierte er gleichzeitig als zentraler Schnittpunkt des historiographischen wissenschaftlichen Lebens: Über ihn spann sich bis zu Beginn der zwanziger Jahre ein enges Verbindungsnetz zwischen Universität, den preußischen Staatsarchiven, den MGH und der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Die durch Tangls Tod 1921 ausgelöste Nachfolgefrage für sein verwaistes Ordinariat wurde daher folgerichtig unter dem Nützlichkeitsaspekt für diese Organisationen betrieben. Im Juli 1923 wurde Perels der zum Extraordinariat zurückgestufte Lehrstuhl nach zweijähriger Vakanz als Ergebnis eines Kompromisses angetragen: Dem für ein Voll-

19 Gutachten von Otto Hintze, 7. 1. 1910, in: Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin, Phil. Fak., Nr. 1232, Bl. 120r.

20 Vgl. auch Klaus Herbers: Von Venedig nach Nordeuropa. Bernhard F. Schmeidler und die europäische Mittelalterforschung in Erlangen seit 1921. In: Geschichtswissenschaft in Erlangen. Hrsg. von Helmut Neuhaus. Erlangen/Jena 2000, S. 71–102 (Erlanger Studien zur Geschichte, Bd. 6).

ordinariat noch nicht für würdig befundenen Perels wurde mit dem zum Honorarprofessor ernannten Hermann Krabbo ein weiterer Tangl-Schüler zur Seite gestellt. Eigentlich hatte die Fakultät der mit Perels vollzogenen „Hausberufung“ nicht zuletzt wegen der engen Spezialisierung Perels' auf das Frühmittelalter ablehnend gegenüber gestanden. Die vorausgegangenen zähen und schließlich negativ verlaufenen Berufungsverhandlungen mit den namhaftesten Vertretern der Historischen Hilfswissenschaften des deutschsprachigen Raumes (Albert Brackmann, Edmund E. Stengel und Hans Hirsch) demonstrieren bereits deutlich die einsetzende Krise der universitären Verankerung der Gesamtdisziplin. Obwohl Perels 1911 die *venia legendi* für mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften erteilt worden war, wurde der 1923 mit der Berufung verbundene Lehrauftrag auf die Vertretung der letzteren Fächer reduziert. Dieses *Novum* wertete sowohl den Rang des Lehrstuhls als auch die Wissenschaftlerpersönlichkeit ab, denn nun waren die Hilfswissenschaften auch institutionell zu einem bloßen Sonderfach stilisiert worden. Perels bemühte sich infolgedessen im Sommer 1923 zusammen mit Krabbo um die Schaffung einer eigenen Hilfswissenschaftlichen Abteilung innerhalb des Historischen Seminars, die sowohl räumlich von den übrigen Seminarbeständen als auch etatrechtlich eigenständig sein sollte. Perels argumentierte, daß er vor allem den alten Zustand wiederherstellen wollte, der bis zum 1905 erfolgten Umzug des Historischen Seminars aus dem Gebäude am Schinkelplatz in das Hauptgebäude bestanden hätte. Dieses Unterfangen scheiterte jedoch am Widerstand seiner Seminarkollegen; das Kultusministerium lehnte 1924 offiziell wegen eines konstatierten Mangels an räumlichen und finanziellen Mitteln ab. Ein abermaliger Versuch, seine Kompetenzen zu erweitern, war dagegen von Erfolg gekrönt: Ende 1925 setzte sich Perels erfolgreich dafür ein, daß die Hilfswissenschaften als eigenständiges, wenn auch nur halbes, Prüfungsfach in den Promotionsverfahren verankert wurden. Zudem gelang es ihm, daß er trotz seiner Lehrbeschränkung als Erst- und Zweitreferent für mediävistische Dissertationen zugelassen wurde. Perels' Vorstöße sind damit Ausdruck seiner Forderung nach Aufwertung der Disziplin. Bedingt durch die spezifische Berliner Wissenschaftslandschaft, gelang es ihm jedoch nur in begrenztem Maße, sich und sein Fach an der Universität zu behaupten. So mußte sich Perels in seiner Stellung als *Extraordinarius* neben dem stärker in den Wissenschaftsbetrieb eingebundenen und mit einer großen Außenwirkung ausgestatteten mediävistischen *Ordinarius* Brackmann behaupten. Nach dessen Lehrstuhlübergabe 1929 (er folgte seinem Förderer Kehr als Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive nach²¹) wurde die Professur auf Drängen der Fakultät in einer Kompromißlösung verdoppelt. Es folgten mit Robert Holtzmann und Erich Caspar gleich zwei bedeutende hilfswissenschaftlich ausgebildete Mediävisten, die trotz kollegialer Zusammenarbeit Perels' Stellung nicht unbedingt begünstigten. In der fakultätsseitig baldigen Erwartung eines auswärtigen Rufes für Perels erhielt Caspar zudem einen Lehrauftrag für Mediävistik und die Hilfswissenschaften. Die seit dem Ende der zwanziger Jahre geplante, durch die Brackmannsche Nachfolgefrage zunächst verzögerte Verleihung eines Persönlichen Ordinariates an Perels wurde schließlich im Januar 1931 – zugleich als Höhepunkt seiner akademischen Laufbahn – vollzogen.

Bereits als Privatdozent widmete sich Perels in Fortführung von Tangls Ideen verstärkt und nachhaltig der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Seine

21 Johanna Weiser: Geschichte der Preußischen Archivverwaltung und ihrer Leiter. Von den Anfängen unter Staatskanzler von Hardenberg bis zur Auflösung im Jahre 1945 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preussischer Kulturbesitz, Beiheft 7), Köln u. a. 2000, S. 89–111.

akademische Lehrtätigkeit gehört denn auch zu seinen großen Verdiensten. Sie umfaßte einen dreiteiligen hilfswissenschaftlichen Fächerkanon: Paläographie, Diplomatik und Chronologie. An mediävistischen Lehrveranstaltungen bot er (auch ohne Lehrverpflichtung) ein breites Spektrum an, das von Einführungsveranstaltungen für Erstsemester, Quellenkunde und Allgemeiner mittelalterlicher Geschichte über die Geschichte des Papsttums bis zur Verfassungsgeschichte nebst Übungen und Seminaren reichte. Dabei stellte Perels an seine Studenten ungewöhnlich hohe Anforderungen, war streng, schien mitunter humorlos und etwas menschen-scheu – alles in allem soll er gerade auf jüngere Semester nicht selten wenig anziehend gewirkt haben. Trotz seiner von Zeitgenossen als „preußisch-herb“ charakterisierten Art bildete sich spätestens seit Beginn der zwanziger Jahre um den „glänzenden Gelehrten“ und „gütigen Menschen“²² ein Schülerkreis, mit dem er auch außerhalb des Lehrbetriebes und noch als Emeritus regelmäßig zusammentraf. Neben seinen Doktoranden gehörte eine Vielzahl von Studenten dazu, die jedoch bei Ambitionen auf eine akademische Karriere eine Promotion bei den vollordinierten Kollegen Brackmann, Caspar und Holtzmann vorzogen – wie beispielsweise der Würzburger Mediävist und fränkische Landeshistoriker Otto Meyer. In Ermangelung einer planmäßigen Assistentenstelle für ein Persönliches Ordinariat leistete Perels der später als Kultur- und Wirtschaftshistoriker bekannt gewordene Wilhelm Treue in seiner Studentenzeit jahrelang freiwillige Dienste. Viele seiner Schüler schlugen später eine wissenschaftliche und/oder akademische Laufbahn ein – wie die rheinische Landeshistorikerin Ursula Lewald. Einige integrierten sich in den Mitarbeiterstab der MGH, wie Fritz Weigle und Nelly Ertl, und des Deutschen Historischen Institutes in Rom, wie Wolfgang Hagemann. Die Mehrzahl von ihnen betätigte sich in praktischen Berufen als Wissenschaftliche Archivare (Erich Kittel, Rüdiger Moldenhauer – Leiter des Detmolder Staatsarchivs bzw. des Bundesarchivs Frankfurt am Main), Wissenschaftliche Bibliothekare (Carl Welmer, Wieland Schmidt – Leiter der Universitätsbibliotheken in Heidelberg bzw. Berlin und Honorarprofessoren für Historische Hilfswissenschaften bzw. Bibliothekswissenschaften) oder als Gymnasiallehrer.

Die zwanziger und frühen dreißiger Jahre gestalteten sich damit für Perels sowohl im Bereich der Lehre als auch seiner Forschungstätigkeit zu seiner produktivsten Zeit. Wie oben erwähnt, fanden zwei seiner vier Editionsprojekte bei den MGH ihren Abschluß, die von einer Reihe an Einzeluntersuchungen begleitet wurden. Zudem erschien 1930 nach 17 Jahre währender Beschäftigung ein vielbeachtetes weiteres Editions-werk von Perels: Er hatte sich des christlich-kanonistischen Hand- und Lesebuches „*Liber de vita christiana*“, einer Mischung aus Kanones-Sammlung und theologischem Traktat aus der Feder des Klerikers Bonizo, angenommen. Durch das an der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin angesiedelte Projekt hatte Perels einmal mehr seine meisterhafte Beherrschung der Editions-kunde unter Beweis gestellt und selbst Anerkennung in den Kreisen des Vatikans gefunden. Durch seine Lehrtätigkeit angeregt, publizierte er nun auch vereinzelt im Hoch- und Spätmittelalter angesiedelte politikhistorische Forschungsergebnisse, wie „Zur Geschichte der Böhmisches Kur im 14. und 15. Jahrhundert“ (1925) und „Der Erbreichsplan Heinrich

22 Wilhelm Treue: Entwurf zu einem Nekrolog oder Materialien für eine gute wissenschaftliche Nachrichte. In: Wege zur Wissenschaftsgeschichte. Hrsg. von Kurt Mauel. Bd. 2. Wiesbaden. 1982, S. 111–139, hier S. 115 (Beiträge zur Geschichte der Wissenschaft und Technik, Bd. 17).

VI.“(1927).²³ Indem Perels alle bekannten Quellen noch einmal zusammentrug und selbst Hintergründe und Verlauf des Reformplanes beschrieb, forderte sein noch heute Beachtung findender Beitrag zur langjährigen Forschungskontroverse um den Erbreichsplan die unbefangene Rekonstruktion des Gesamtbildes ohne Rücksicht auf bisherige Interpretationen ein.

An den gesellschaftlichen Veränderungen seiner Zeit nahm der politisch liberal aufgeschlossene Perels zwar regen Anteil, begnügte sich dennoch aus einer inneren, ganz einer objektiven Wissenschaft verpflichteten Grundhaltung heraus meist mit einer Zuschauerrolle. Seine schriftlich fixierten politischen und kulturellen Reflexionen gelangten nicht an die Öffentlichkeit. Ähnlich handhabte er es auch mit Tagungen, die er zwar regelmäßig besuchte, sich selbst jedoch nicht einmal in den einschlägigen Standesorganisationen – mit dem Argument, sich vor einer möglichen Vereinnahmung schützen zu wollen – durch eine Mitgliedschaft einbrachte.

VI. Relegation und Forschungstätigkeit (1933–1944)

Mit der Errichtung der NS-Diktatur setzte für Perels auf beruflicher und privater Ebene ein Diskriminierungs- und Entrechtungsprozeß ein. Die nationalsozialistische Rassepolitik hatte ihn und seine beiden Brüder im Rahmen des im April 1933 erlassenen „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ wegen ihrer jüdischen Großeltern väterlicherseits als „nichtarisch“ und daher des Beamtenstatus „unwürdig“ eingestuft. Diese Stigmatisierung traf sie aber nicht nur in beruflicher und materieller Hinsicht, sondern bedrohte auch ihre Grundüberzeugungen, denn getauft und in einem christlichen Elternhaus erzogen, fühlten sich alle drei als Christen und vor allem als Deutsche. Damit sind die Brüder zur Gruppe der Christen jüdischer Herkunft zu zählen, wenngleich sie sich selbst kaum dazugehörig gefühlt haben dürften.²⁴ Diese Christen hatten sich zumeist längst vom Judentum entfernt und grenzten sich mit theologischen und sozio-kulturellen Argumenten nachdrücklich von ihm ab. Der angebliche Makel der Herkunft, die gewaltsame Zuordnung zu einer ihnen fremd gewordenen Gruppe und die sich abzeichnende Isolation löste bei vielen Christen jüdischer Herkunft eine Identitätskrise aus – Anzeichen dafür gibt es auch bei Ernst und Kurt Perels. In Abhängigkeit von ihrem Wirkungsort war die Umsetzung des Berufsbeamtentumsgesetzes bemerkenswerterweise bei jedem der drei Brüder mit anderen Konsequenzen verbunden. Kurt Perels fiel zwar unter die sogenannte „Hindenburgausnahme“, die die Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges zunächst von einer Entfernung aus dem Hochschulamt zurückstellte, doch er wählte angesichts der massiven Feindseligkeit, die ihm aus den Reihen nationalsozialistisch gesinnter Studenten in Hamburg entgegenschlug, im September 1933 enttäuscht den Freitod. Leopold Perels gelang es, trotz der Entziehung der *venia legendi* im August 1933, relativ unbehelligt an verschiedenen Instituten der vergleichsweise liberalen Heidelberger Universität weiter zu arbeiten. Doch auch ihn holte seine „nichtarische“

23 Ernst Perels: Zur Geschichte der böhmischen Kur im 14. und 15. Jahrhundert. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. 45 (1925), S. 1–63; ders.: Der Erbreichsplan Heinrichs VI. Berlin: Weidmann, 1927. V und 103 S.

24 Vgl. Ursula Büttner: Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich. Hamburg 1992; Ursula Büttner/Martin Greschat: Die verlassenen Kinder der Kirche. Der Umgang mit Christen jüdischer Herkunft im „Dritten Reich“. Göttingen 1998; Beate Meyer: „Jüdische Mischlinge“: Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933–1945. Hamburg 1999.

Herkunft ein, und er wurde 1940 ins südfranzösische Lager Gurs verschleppt. Nach seiner 1946 erfolgten Entlassung bemühte er sich vergeblich um die Übersiedlung nach Heidelberg und verstarb 1954 in Frankreich.

Ernst Perels gelang es mit Unterstützung einzelner Kollegen, wie dem – von politisch widersprüchlicher Haltung geprägten – Rechtshistoriker Ernst Heymann, die 1933 drohende Entpflichtung um zweieinhalb Jahre auf dem Verwaltungswege zu verzögern. Perels bezog sich auf eine weitere im Berufsbeamtentumsgesetz vorgesehene Ausnahmeregelung, die bereits vor 1914 Verbeamtete ausklammerte. Zwar hatte er erst 1923 den Beamtenstatus erworben, MGH-Präsident Kehr stellte Perels jedoch auf Initiative Heymanns ein „kleines Attest“ für hervorragende Bewährung in den Reihen der Monumenten aus, das ihm – obwohl wegen des Rechtsstatus der Gesellschaft nur bedingt korrekt – als eine „ununterbrochene bewährte Tätigkeit im Reichs- und Staatsdienst seit 1904“²⁵ vom Kultusministerium anerkannt wurde.

Im Zuge der Umsetzung der „Nürnberger Rassegesetze“ im September 1935 wurde Perels im Herbst desselben Jahres allerdings endgültig von der Universität relegiert. Durch das die rassischen Begriffsbestimmungen verankernde „Reichsbürgergesetz“ wurde dem nunmehrigen „Mischling I. Grades“ die für die Bekleidung eines öffentlichen Amtes erforderliche Reichsbürgerschaft aberkannt. Wiederum auf Anraten Heymanns bat Perels im Oktober 1935 um seine Emeritierung, die ihm auch gewährt wurde, obwohl ihm eigentlich nur eine vergleichsweise schlechtergestellte Pensionierung zugestanden hätte. Hier kam ihm ein zeitliches Moment zu Hilfe, denn nur wenige Tage später wurde die Möglichkeit der Emeritierung für sogenannte „Nichtarier“ eingeschränkt. Sein Recht auf Fortführung von Lehrveranstaltungen und die Beteiligung an Prüfungsangelegenheiten als Emeritus indes war „Juden“ bereits im Mai untersagt worden und manifestierte sich auch für Perels in der Entziehung der Lehrbefugnis.

Bis zu seiner vollzogenen Relegierung ist von offener Ablehnung oder Übergriffen auf Perels am Historischen Seminar nichts überliefert. Es scheint, daß ihm das Gros der Studenten und Kollegen an der Universität unvoreingenommen gegenübertrat, wenn auch von der Existenz einer antisemitischen Gesamtatmosphäre ausgegangen werden kann. Einzig von dem Landeshistoriker Willy Hoppe ist bekannt, daß er Perels ab dem 31. Januar 1933 nicht mehr duzte und fortan sein bereits Ende 1931 erworbenes Parteiabzeichen mit sichtlichem Stolz trug; Hoppe und Perels kannten sich zu diesem Zeitpunkt immerhin seit einem Vierteljahrhundert. Tatsächlich gibt es kaum Hinweise darauf, daß der breiten Öffentlichkeit vor 1933 seine jüdische Abstammung überhaupt bekannt war. Für Perels selbst hatte sie keine Rolle gespielt, und so hatte er schließlich weder Gründe noch Interesse, sie seinem Umfeld anzuzeigen.

Christen jüdischer Herkunft wurden aufgrund ihrer Sonderstellung oftmals weder von ihren eigenen Kirchen- noch von jüdischen Gemeinden angenommen. In diesem Punkt hatte Perels jedoch mehr Glück, denn er fand in seiner Familie und Umgebung in dieser Zeit große Unterstützung. Er besuchte verstärkt die Sonntagspredigten, besonders die von Martin Niemöller in Dahlem und verschenkte das geistig-seelsorgerische Büchlein „Der Kreuzweg“ an sich bedrängt fühlende Menschen. Daß Perels, der bis in die dreißiger Jahre hinein weniger stark in seinem christlichen Glauben verwurzelt war, in seinem letzten Lebensjahrzehnt zu einer bemerkenswerten Gläubigkeit fand, liegt zum einen darin begründet, daß er in der Folgezeit durch die Diskriminierung und Klassifizierung geradezu in die Auseinandersetzung mit seinem

25 „Kartei der Hochschullehrer“ in: Bundesarchiv Berlin, R 4901/alt R 21 Nr. 10015, Bl. 7197.

Glauben gedrängt wurde. Zugleich war es auch die Auswirkung einer Entwicklung in seiner Familie, denn seine vier Söhne identifizierten sich stark mit dem Christentum und verdeutlichten das teilweise auch in beruflicher Hinsicht. Die erst- und letztgeborenen Söhne widmeten sich einem Theologiestudium, der Zweitälteste studierte zwar Jura, stellte sich aber als Rechtsberater in den Dienst der Bekennenden Kirche. Die Haltung seiner Kinder blieb Ernst Perels natürlich nicht verschlossen. Es ist überliefert, daß er ihnen nicht nur als Zuhörer, sondern auch als Ratgeber in theologischen Fragen zu Seite stand.

Ab 1936 lebte Ernst Perels zurückgezogener. Die inzwischen in „Reichsinstitut für die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte“ umbenannten MGH wurden ihm nun zu einer Art Zufluchtsort in mehrfachem Sinne. Er wurde dort, ebenso wie die rassistisch verfolgten Wilhelm Levison und Ernst Kantorowicz oder der politisch mißliebige Carl Erdmann, weiterhin geduldet. Wichtig war einerseits die Möglichkeit der Nutzung der wertvollen Fachbibliothek, weil ihm als „Nichtarier“ der Zugang zu anderen Einrichtungen dieser Art verwehrt war. Wegen der unmittelbaren Nähe zur Universität erwies sich der Arbeitsort nicht nur für seine wissenschaftliche Weiterarbeit als förderlich, sondern er erleichterte ihm andererseits auch die Teilnahme am öffentlichen Leben, vor allem die Aufrechterhaltung seiner privaten und fachlichen Beziehungen. Dazu zählten auch seine zahlreichen Schüler, von denen sich wiederum einige noch mitten in ihren Promotionsvorhaben befanden und die er nachweislich auch weiterhin bis zum Abschluß ihrer Verfahren betreute. Offiziell hatten die Kollegen Robert Holtzmann und Fritz Röhrig die Referate derjenigen übernommen, die ihre Promotionsprüfungen noch nicht bis zum Oktober 1935 abgelegt hatten.

Obleich der erfolgte Rückzug bereits als eine Form der „inneren“ Emigration zu werten ist, gestaltete sich diese Arbeitsmöglichkeit für Perels als eine Alternative zur äußeren Emigration, die in der Familie zwar erörtert, aber letztendlich nicht verwirklicht wurde. Finanziell durch eine gekürzte Pension abgesichert, fühlte er sich als sogenannter „Halbjude“ typischerweise zwar von der diskriminierenden Gesetzgebung auf eine einschneidende Weise betroffen, aber zunächst nicht seines Lebens bedroht. Der in Berlin aufgewachsene und verwurzelte Perels vertraute seinem Schüler Treue in jener Zeit an „... selbst um den Preis seines Lebens könne er sich nicht von den märkischen Seen trennen“²⁶ – eine Aussage, die zugleich für seinen hohen Assimilationsgrad steht. Im Laufe der Jahre zogen sich seine Fachkollegen allerdings immer mehr von ihm zurück. Bereits 1939 äußerte sich Perels darüber, daß er vom bloßen formalen Umgang der Berliner Monumentisten mit ihm, mit Ausnahme des 80jährigen Karl Streckler, sehr enttäuscht sei und selbst mit auswärtigen Kollegen kaum mehr in Kontakt stünde. Tatsächlich wurde Perels wegen seiner mit religiöser Hingabe einhergehender Persönlichkeitsveränderung von einigen seiner Kollegen belächelt. Trotzdem wurde er in Zeiten hoher Mitarbeiterfluktuation bei den Monumenten fachlich sehr geschätzt, weil er natürlich als „der älteste Mitarbeiter der Monumenta die Tradition kannte“²⁷. Bei den MGH widmete er sich noch bis Ende 1938 offiziell seiner Auftragsforschung, der Herausgabe der Briefe Hinkmars von Reims. Wenngleich es ihm in jener Zeit noch gelang, zwei Einzelbeiträge in Zeitschriften zu veröffentlichen, mußte

der erste Teil der Briefedition 1939 dann ohne seinen Namen erscheinen.²⁸ Unermüdlich setzte er seine Arbeit am zweiten Faszikel fort. Daneben betrieb er Forschungen über den Dualismus von Staat und Kirche im Frühmittelalter, die sich in einer mehrbändigen Darstellung niederschlagen sollten. Der Abschluß beider Unternehmungen war ihm jedoch nicht mehr vergönnt.

VII. Verhaftung und Tod

Im Oktober 1944 wurde Ernst Perels in den Räumen der inzwischen ins bayrische Pommersfelden ausgelagerten Monumenten zur Überraschung der anwesenden Kollegen von der Geheimen Staatspolizei verhaftet. „Im ganzen möchte ich Perels als eine ängstliche Natur bezeichnen und nicht als einen Mann, der zu politischen Handlungen irgendwelcher Art geeignet und gewillt wäre ...“²⁹, faßte MGH-Präsident Theodor Mayer in einem Bericht für das Kultusministerium zusammen. Perels' Sohn Friedrich-Justus hatte der aktiven Widerstandsbewegung angehört und war indirekt am Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 beteiligt.³⁰ Als Rechtsberater der Bekennenden Kirche hatte er vor allem als Bote, Vermittler und Vertrauensmann gewirkt und insbesondere mit Dietrich Bonhoeffer eng zusammengearbeitet. Nach dem Attentat wurde er aufgespürt und als „Mitwisser an den Umsturzplänen und wegen Unterlassung der Anzeige darüber“ im Februar 1945 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Zwar wurde das Urteil nicht mehr gleich vollstreckt, doch Ende April 1945 wurde er angesichts des Vordringens der Roten Armee in einer Nacht- und Nebelaktion von der SS in Berlin erschossen. Ernst Perels wurde das Engagement seines Sohnes zum Verhängnis, denn er wurde im Zuge von „Sippenhaft“ ins Gefängnis überführt. Anders als die meisten der sich in „Sippenhaft“ befindlichen Angehörigen am Widerstand Beteiligten ist er aufgrund seiner jüdischen Wurzeln nicht entlassen, sondern Ende Dezember 1944 dem Konzentrationslager Buchenwald überstellt worden. Als das Lager im April 1945 wegen der nahenden amerikanischen Truppen von der SS geräumt wurde, geriet Perels auf einen der berüchtigten Todesmärsche. Er wurde schließlich bis ins bayrische Konzentrationslager Flossenbürg getrieben und gehörte zu den 1526 von Krankheiten und Hunger gekennzeichneten Häftlingen, die von den Amerikanern am 23. April befreit wurden. Perels starb am 10. Mai 1945 an Entkräftung. Er wurde auf dem in der Ortsmitte von Flossenbürg befindlichen Ehrenfriedhof beigesetzt.

VIII. Schlußbetrachtung

Perels' berufliche Entwicklung wurde von einer kleinen Gruppe in Berlin tätiger Historiker und Rechtsgelehrter begleitet und gefördert: Michael Tangl, Max Lenz, Karl Zeumer, Paul Kehr, Emil Seckel und Ernst Heymann. Sowohl seine mediävistisch-

28 Ernst Perels: Propagandatechnik im IX. Jahrhundert. In: Archiv für Urkundenforschung und Quellenkunde des Mittelalters 1 (1938), S. 423–425; ders.: Die Basler Hinkmar-Handschrift. In: Zeitschrift für Schweizerische Geschichte 19 (1939), S. 38–53; in den Nachdrucken von MGH Epp. Karol. Bd. 8/1 (wie Anm. 18) von 1975 und 1981 wurde Perels' Name von der MGH wieder mit einem erklärenden Vorwort als Herausgeber eingesetzt.

29 Theodor Mayer an das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, ms. Bericht vom 18. 10. 1944, in: Bundesarchiv Berlin, R 4901 (alt R 21), Nr. 10070, Mappe Perels, Bl. 2.

30 Ausführlich dargestellt in der Biographie von Matthias Schreiber: Friedrich-Justus Perels. Ein Weg vom Rechtskampfbefehl der Bekennenden Kirche in den politischen Widerstand. München 1989.

26 Wilhelm Treue an Fritz Hartung, Brief vom 28. 7. 1946, in: Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Nachlaß Hartung, Kasten 37.2.

27 Theodor Mayer an Erich Hofmann, ms. Begleitschreiben vom 18. 10. 1944, 1 Seite, in: Bundesarchiv Berlin, R 4901 (alt R 21), Nr. 10070, Mappe Perels (vgl. Anm. 29).

hilfswissenschaftliche Ausbildung als auch die frühzeitige Hinlenkung auf seine Spezialgebiete, seine Beziehung zu den MGH und nicht zuletzt den Start in seine akademische Karriere hatte Perels Tangl zu verdanken. Sein Wirken als akademischer Lehrer an der Berliner Universität und seine Forschungen auf kirchen- und verfassungsgeschichtlichem Gebiet stellen die beiden Grundpfeiler seiner wissenschaftlichen Bedeutung dar. Perels' Leistungen beruhen auf der Verknüpfung gediegener hilfswissenschaftlicher Kenntnisse mit der mittelalterlichen Kirchen- und Verfassungsgeschichte, wodurch Forschungsleistungen und Quelleneditionen von bleibendem Wert entstanden sind. Daneben hat er sich vorbildlich der – erst heute angemessen bewerteten – akademischen Lehre gewidmet, von der noch nachfolgende Generationen hilfswissenschaftlich zehren.

Auf dem Gebiet der Historischen Hilfswissenschaften wirkte Perels ausschließlich als Praktiker. Zwar wandte er seine Spezialkenntnisse bei der kritischen Quellenarbeit an, er hinterließ jedoch keine theoretischen Beiträge, vor allem keine weiterwirkenden Lehr- oder Handbücher. Seine Forschungsleistungen schlugen sich zudem weniger in reputierlichen Überblicksdarstellungen nieder, sondern beschränkten sich im wesentlichen auf verlässliche Editionen und Detailstudien. Der von Zurückhaltung und dem Anspruch möglicher Objektivität geprägte Perels trat mit seiner Arbeit nicht an eine breitere Öffentlichkeit. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung wurde Perels aus einer reichen Schaffensperiode herausgerissen, der sich eine durch das Schicksal doppelter Verfolgung als „Halbjude“ und „Sippenhäftling“ gekennzeichnete Phase gesellschaftlicher und beruflicher Ausgrenzung anschloß. Dies alles hat – neben seiner Spezialisierung auf Kirchen- und Papstgeschichte – dazu beigetragen, daß Perels heute nur einen geringen Bekanntheitsgrad besitzt.

Ernst Perels' quellenmäßig gut faßbare Zeugenschaft einer Epoche, in welcher der hohe Stellenwert der Historischen Hilfswissenschaften innerhalb der Geschichtswissenschaften zunehmend in Frage gestellt wurde, prädestinierte ihn als Vertreter dieser Disziplinen für eine biographische Studie. Neben dieser Beitrag zur Wissenschaftshistorie sollten nun ähnliche Arbeiten aus personengeschichtlicher Perspektive treten, damit im Verbund mit historiographischen Untersuchungen zu ihren Einzeldisziplinen eine Gesamtgeschichte der Historischen Hilfswissenschaften entstehen kann.³¹

Neue Städte und deren Wappen in Deutschland seit der Wiedervereinigung

Von Waldemar Schupp

Die Entwicklung des Städtewesens vollzieht sich einerseits unter bevölkerungspolitischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Aspekten. Andererseits wird durch die langfristige Verstädterung (Urbanisation und Suburbanisation) eine stetige Veränderung der Landschaft sowie zugleich der Kommunalstruktur bewirkt, was wiederum einen Teil der Historischen Geographie und der Historischen Landeskunde darstellt.

Seit dem Mittelalter wird das „Stadtrecht“ ausdrücklich vom Landesherrn verliehen, was den Städten mit ihren Vorrechten wie Ummauerung, Marktrecht, Niedergerichtsbarkeit („über Schulde und Gulde“), z. T. sogar hohe Gerichtsbarkeit („über Hals und Hand“), Münzrecht und stadtteigener Grundherrschaft eine abgehobene Position gegenüber den Landgemeinden, den Dörfern verschafft hat. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts verschwindet zunächst die dreistufige feudal geprägte politische Qualität der Städte als Reichsstadt, als Landstadt und als Vasallen-, Patrimonial- oder Adelsstadt – mit Kaiser/König, Landesherrn oder Grundherrn als Stadtherrn, wobei teilweise sehr eigenartige und widersprüchliche Verhältnisse entstanden waren.¹ Im Gefolge der neuen gesellschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen deutschen Ländern kommt es zur Festschreibung des Kommunalrechts in Form von Städteordnungen und Landgemeindeordnungen.² Schon 1848 gibt es das mißlingende Bestreben, den seit jeher bestehenden Unterschied zwischen Stadt- und Landgemeinde zu beseitigen. 1886 wird dann mit einem Gesetz im Kleinstaat Lippe begonnen, die Bedeutung des Stadtrechts einzuschränken. Damit setzt der allmähliche Abbau der Diskrepanz zwischen Stadt- und Landgemeinde ein. In der Weimarer Zeit führen einige Länder bereits eine einheitliche Gemeindeordnung ein,³ andere – vor allem Preußen – behalten eine Trennung bei.⁴ Um der Unübersichtlichkeit des deutschen Gemeinderechts ein Ende zu bereiten – gab es doch 41 territoriale Gemeindeordnungen in Deutschland –, veröffentlicht der Deutsche Gemeindegtag im Jahre 1930 einen „Entwurf einer Reichsstädteordnung“. Mit der „Deutschen Gemeindeordnung“ vom 30. 1. 1935,⁵ die teilweise auf diesem Entwurf aufbaut, wird

1 Z. B. unterstand die Stadt Bergedorf (heute Hamburg) von 1420 bis 1868 den beiden Freien Reichsstädten Bremen und Hamburg als Kondominat (Gemeinherrschaft). In der Reichsstadt Regensburg bestand eine ausgeprägte Mehrherrschaft, indem zehn andere Reichsstädte ihren Sitz im bzw. Anteil am Stadtkerngebiet hatten.

2 Zunächst kommt es in einigen deutschen Ländern (u. a. in Bayern) zur vorübergehenden Einführung der französisch etatistischen Munizipalverfassung. Dann folgte z. B. in Preußen die beispielhafte Steinsche Städteordnung („Ordnung für sämtliche Städte der preuß. Monarchie“) v. 18./19. 11. 1808, die revid. Städteordnung v. 17. 3. 1831, nach den mißglückten Versuchen einer einheitlichen Gemeindeverfassung v. 30. 7. 1812 und 11. 3. 1850 die modifizierte Städteordnung v. 30. 5. 1853 sowie schließlich die Herrfurthsche Landgemeindeordnung v. 3. 7. 1891.

3 Z. B. in Baden (5. 10. 1921), in Thüringen (22. 7. 1922) und in Sachsen (1. 8. 1923).

4 Das preußische Gesetz über die Regelung verschiedener Punkte des Gemeindeverfassungsrechts v. 27. 12. 1927 wird aber schon bald durch das vereinheitlichende preußische Gemeindeverfassungsgesetz v. 25. 12. 1933 abgelöst.

5 Vgl. Reichsgesetzbl. 1935, 1, S. 49 ff. – Siehe auch: Horst Matzerath: Nationalsozialismus und kommunale Selbstverwaltung. Stuttgart 1970.

31 Vgl. Eckart Henning: Die Historischen Hilfswissenschaften – historisch gesehen! In: Vom Nutz und Frommen der Historischen Hilfswissenschaften, Hrsg. von Friedrich Beck und Eckart Henning (Herold-Studien, Bd. 5), Neustadt/Aisch 2000, S. 11–22.